

implizierendes Element mag in der ontogenetischen Abfolge *vor* oder auch *gleichzeitig mit* der implizierenden Struktur auftreten; dies ist ebenso eine offene empirische Frage wie etwa die Frage nach den Bedingungen, welche den Entwicklungsübergang von *E'* nach *E* bewirken. Strikt ausgeschlossen ist jedoch, daß *E'* später als *E* auftritt. Es gibt verschiedene Typen von implikativen Strukturen, aus denen starke Sequenzpostulate dieser Art abgeleitet werden könnten; ich habe begriffliche, formale und materiale Implikationsstrukturen unterschieden. Hier ergeben sich Ansätze zu einem genaueren Verständnis universeller Entwicklungspostulate (eingehender hierzu Brandtstädter, 1984, 1987).

Abschließend: Es ist vielleicht deutlich geworden, daß ich hier nicht für eine aprioristische Konzeption der Psychologie plädiere; insbesondere teile ich nicht die radikale Auffassung, daß das Geschäft der Psychologie sich in Struktur- oder Begriffsanalysen erschöpft oder daß Psychologie gleichsam *more geometrico* als axiomatische Formalwissenschaft mit orthosprachlichem Aufbau zu rekonstruieren sei. Vielmehr geht es darum, die Extreme eines rigiden und abgeschlossenen Apriorismus und eines zerfließenden, begrifflich inkohärenten Empirismus in einer methodischen Position aufzuheben, die den partiellen Berechtigungen beider Seiten Rechnung trägt, ohne ihre jeweiligen Schwächen zu übernehmen.

\* \* \*

Klaus Holzkamp

### Verborgene Begründungsmuster in traditionellen Lerntheorien?

Unser Ansatz über subjektive Handlungsgründe bzw. über Begründungsmuster in psychologischen Theorien ist, anders als Brandtstädters Analyse, weniger begriffskritisch-methodologischer, sondern inhaltlicher bzw. kategorialer Art. Den Hintergrund unserer Argumentation bildet die Auffassung, daß Handeln in seiner menschlichen Besonderheit nicht unmittelbar durch die Lebensumstände bedingt ist, sondern durch mentale Aktivitäten und Intentionsprozesse, wie inneres Sprechen, Selbstkommentare etc. vermittelt, in welchen man sich zu seinen widersprüchlichen Erfahrungen wiederum bewußt verhalten kann, um so sein Handeln und seine Interessen, wie man sie jeweils wahrnimmt, zu begründen. Wenn von Gründen die Rede ist, so ist dies nicht nur formal zu verstehen, sondern im Sinne von guten Gründen, wie William Dray sie expliziert hat. Begründetes Handeln ist demnach für mich Handeln in meinem Lebensinteresse, wie ich es verstehe, also vernünftiges Handeln in der lebenspraktischen Bedeutung des Wortes »vernünftig«. Die eigenen widersprüchlichen Lebensbedingungen gehen dabei als Prämissen in einen Prozeß permanenten Auswählens und

Abwägens ein, durch welchen der Handlungszusammenhang jeweils so eindeutig wird, daß daraus in je meiner Sicht vernünftige Handlungsvorsätze und mithin, *ceteris paribus*, auch Handlungen entstehen können. Solche herausgehobenen Konstellationen, in denen im Zuge der handlungsermöglichenden Vereindeutigung Erfahrungen verarbeitet, aber auch abgewehrt sein können, werden von uns als typische Begründungsmuster subjektwissenschaftlich aufgegriffen und verallgemeinert. Damit ist also keineswegs, wie ein gängiges Mißverständnis lautet, vorausgesetzt, daß menschliches Handeln an externen Rationalitätsmaßstäben gemessen vernünftig *ist*, sondern lediglich, daß für jeweils mich Vernünftigkeit die Leitlinie ist, an der ich mich, um handlungsfähig zu werden, orientieren kann/muß. Ob darüber hinaus erreicht ist, daß Handeln tatsächlich rational, in meinem objektiven Interesse realitätsgerecht oder aber realitätsverdrängend ist – dies ist eine andere Frage.

Ich will dieses Konzept der subjektiven Handlungsgründe hier nicht genauer auseinanderlegen, wichtig für unsere Diskussion ist nur, daß dabei der Zusammenhang zwischen Handlungsprämissen, Lebensinteressen und Handlungsvorsätzen nicht als empirischer, sondern als implikativer Zusammenhang verstanden wird. Der jeweilige Handlungsvorsatz, den ich unter den gegebenen Prämissen fasse, hängt davon ab, inwieweit ich die Realisierung des Vorsatzes als in bezug auf meine Lebensinteressen vernünftig betrachten kann. Wenn jemand angesichts dieser Prämissen einen anderen Handlungsvorsatz faßt, spricht das also nicht gegen die empirische Geltung des ursprünglich angenommenen Zusammenhangs, sondern lediglich dafür, daß hier ein anderes Verständnis von »Vernünftigkeit« vorliegt, woraus sich auch andere Konsequenzen dafür ergeben müssen, was in je meinem Interesse liegt. Es geht, so gesehen, nicht um Tatsachenfragen, sondern um Definitionsfragen i.w.S.

Mit unserer Auffassung, daß psychologische Theorien sich nicht auf bedingtes Verhalten, sondern auf begründete Handlungen beziehen, finden wir uns zwangsläufig in einem wissenschaftstheoretischen Problemfeld wieder, das früher durch den Dualismus zwischen verstehender und erklärender Psychologie bzw. heute den Dualismus zwischen »causes« und »reasons«, wie er in der Analytischen Philosophie diskutiert wird, markiert ist. Davon wird im zweiten Block unserer Diskussionsrunde noch genauer zu reden sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß wir uns nicht den heute gängigen naturalistischen Trends zurechnen, die zur Überwindung dieses Dualismus versuchen, Begründungsaussagen in Aussagen über Bedingungsbeziehungen zu übersetzen. Wir wollen den genannten Dualismus vielmehr auf gerade umgekehrtem Wege überwinden. Dazu versuchen wir, den Nachweis zu führen, daß in zentralen Bereichen der Psychologie die Auffassung, man würde dort empirische Aussagen über kontingente Wenn-Dann-Beziehungen im Bedingtheitsdiskurs formulieren, auf einem Selbstmißverständnis beruht. Tatsächlich handelt es sich dabei um Aussagen über Prämissen-Gründe-Zusammenhänge, wie ich sie erläutere

habe, die nur als empirische Wenn-dann-Aussagen mystifiziert werden. Wenn nämlich, so argumentieren wir hier, unsere Auffassung zutrifft, daß mit der Diskursebene subjektiver Handlungsgründe die Spezifik der menschlichen Lebens-tätigkeit getroffen ist, so heißt dies, daß etwa auch die Versuchspersonen im psychologischen Experiment begründet handeln. Sofern der Experimentator zur Operationalisierung der entsprechenden theoretischen Annahmen tatsächlich gemäß seiner nomologischen Grundüberzeugung den Versuchspersonen Bedingungen darbieten und ihr dadurch hervorgerufenen Verhalten registrieren würde, so könnte er mithin deren Handeln prinzipiell niemals erreichen. Er könnte sich ihnen gegenüber mit seinen Instruktionen nicht verständlich machen und wäre also nie in der Lage, sie dazu zu bringen, hypothesengemäße Daten zu produzieren. Dies würde aber heißen, daß der Experimentator da, wo er meint, lediglich Bedingungen für Verhalten zu setzen, tatsächlich Begründungsprämissen für Handlungen der Versuchspersonen herstellt. In den vermeintlich nomologischen Theorien müßten hier demnach, wenn sie empirisch bewährbar, ja, überhaupt den Versuchspersonen vermittelbar sein sollen, faktisch dennoch in verborgener und mystifizierter Weise Zusammenhänge zwischen Prämissen und Interessen und darin begründeten Handlungsvorsätzen angesprochen sein. Demnach wäre die Vorstellung, man könne solche Zusammenhangsannahmen im üblichen Sinne empirisch prüfen, irrtümlich. Tatsächlich würden anstatt Prüfungsergebnissen Anwendungsfälle oder Beispiele für den jeweiligen Begründungszusammenhang vorgeführt.

Damit haben wir eine Hypothese formuliert, die sich zwar nicht auf Empirie erster Ordnung, sondern auf vorfindliche psychologische Theorien als historische Empirie bezieht, aber gleichwohl in diesem Kontext der Überprüfung bedarf. Wir müßten also aufweisen können, daß innerhalb wesentlicher Hauptgebiete der Psychologie sich die dort formulierten Theorien entgegen dem Augenschein tatsächlich als Begründungstheorien explizieren lassen, daß hier also vorgebliche psychologische Verhaltenstheorien in Wirklichkeit verkappte Handlungstheorien sind. Nach welchen Kriterien aber kann man entscheiden, ob in einer vorfindlichen Theorie echte empirisch kontingente Wenn-dann-Aussagen formuliert sind, oder ob es sich dabei um verkappte Prämissen-Begründungs-Zusammenhänge handelt?

Bei meinem Versuch, in den wesentlichen sozialpsychologischen Theorien Begründungsmuster aufzuspüren (1986), legte ich zwei solcher Kriterien zugrunde. Als erstes Kriterium habe ich zwischen die Wenn- und die Dann-Komponente der jeweiligen Theorie versuchsweise »vernünftigerweise« eingeschoben. Wenn sich durch diesen Einschub die Theorie sinnvoll explizieren läßt, so befindet man sich im Begründungsdiskurs. Die Theorie hat sich also als ein Begründungsmuster erwiesen. Wenn dagegen der Einschub »vernünftigerweise« offensichtlich sinnlos ist, im Theoriezusammenhang als Fremdkörper erscheint, befindet man sich im Bedingtheitsdiskurs, und die Theorie hat sich als

Annahme über empirisch-kontingente Wenn-Dann-Zusammenhänge erwiesen. Als zweites Kriterium führte ich – in Anlehnung auch an Brandtstädter, der da von »modelldisparaten Ereigniskonstellationen« spricht – den Versuch der Negation oder Umkehrung der jeweiligen Wenn-dann-Aussage ein. Wenn es sich dabei um empirische Hypothesen handelt, muß die Negation oder Umkehrung sprachlich genauso sinnvoll sein wie die positive Aussage. Anderenfalls erweist sich, daß die Hypothese nicht an der Empirie scheitern kann, sondern lediglich einen analytischen Zusammenhang ausdrückt. Man würde in diesem Fall von der Zusammenhgangsannahme abweichende Daten nicht als empirische Evidenz gegen die Theorie, sondern lediglich als Anlaß für eine genauere sprachliche Explikation des Gemeinten nehmen. Um nun zu zeigen, wie man mit Hilfe dieser Kriterien psychologische Theorien als empirisch überprüfbare Begründungsmuster enttarnen kann, muß ich mich nicht mehr auf meine alten Beispiele aus der Zeitschrift für Sozialpsychologie beziehen. Ich habe inzwischen den Gesamtbereich psychologischer Lerntheorien daraufhin analysiert (vgl. Holzkamp, 1993).

Um zunächst als einfaches Beispiel die Hypothese – häufig redet man auch von einem Gesetz – der positiven Verstärkung im Kontext instrumentellen Konditionierens anzuführen: Diese Hypothese lautet, salopp formuliert, daß man durch die positive Verstärkung, Belohnung, einer bestimmten Aktivität die Häufigkeit ihres zukünftigen Auftretens erhöhen kann. Nach dem ersten der benannten Kriterien läßt sich dies folgendermaßen reformulieren: Wenn jemand für eine bestimmte Handlung mehrfach eine Belohnung erhalten hat, dann wird er, bei Abwesenheit anderer Begründungsprämissen, vernünftigerweise diese Handlung zum Zwecke der neuerlichen Herbeiführung des belohnenden Ereignisses wieder ausführen. Mit dem Einschub »vernünftigerweise« hat man die Verstärkungshypothese hier sinnvoll expliziert. Es wird klar, daß dies eigentlich gemeint ist. Die Gegenprobe, das zweite Kriterium: Wenn jemand für eine Handlung belohnt wurde, dann führt er diese Handlung nicht wieder aus. Niemand würde entsprechende Daten als entsprechende Evidenz gegen die genannte Verstärkungshypothese werten, sondern man würde nach störenden Umständen suchen, die Interessenlage und die Prämissen genauer zu klären versuchen, unter denen es zu einem derartigen, scheinbar abwegigen, Verhalten kommen kann. Demnach handelt es sich bei dem vorgeblichen empirischen Gesetz bezüglich positiver Verstärkung tatsächlich um ein implikatives Begründungsmuster (Holzkamp, 1993, S. 54ff.).

Ich will dieses Verfahren noch an zwei weiteren, komplexeren Lerntheorien demonstrieren: an Rotters Theorie der internen/externen Kontrollerwartung und Seligmans Theorie der gelernten Hilflosigkeit. Hier gebe ich der Einfachheit halber gleich die reformulierten Versionen wieder. Zur internen/externen Kontroll-Erwartung: Wenn sich herausgestellt hat, daß ich durch mein eigenes Verhalten bestimmte positive oder negative Ereignisse herbeiführen bzw. meiden kann, werde ich vernünftigerweise diese Effekte meines Verhaltens auch für die

Zukunft erwarten. Hat sich dagegen gezeigt, daß bestimmte positive oder negative Ereignisse nicht durch mich zustandezubringen sind, sondern unabhängig von meinen Aktivitäten auftreten, so werde ich vernünftigerweise auch nicht die Erwartung haben, sie zukünftig herbeiführen bzw. meiden zu können. Gegenprobe: Der Befund, daß jemand positive oder negative Ereignisse, die er beeinflussen kann, nicht zukünftig herbeiführen oder meiden zu können erwartet und umgekehrt, widerspricht der hier unterstellten Definition von vernünftigem Verhalten, ist also keine empirische Nicht-Bestätigung, sondern lediglich kein Anwendungsfall oder Beispiel für dieses hier implizierte Begründungsmuster (Holzkamp, a.a.O., 102). – Zur gelernten Hilflosigkeit: Wenn ich permanent die Erfahrung gemacht habe, daß ein aversives Ereignis unabhängig von meinen Aktivitäten auftritt und verschwindet, so werde ich von einem bestimmten Zeitpunkt an vernünftigerweise nicht mehr versuchen, Einfluß auf dieses Ereignis auszuüben, dies auch dann nicht, wenn die früher fehlende Einflußmöglichkeit nun objektiv besteht. Gegenprobe: Das Resultat, daß jemand, der gelernt hat, daß er bestimmte Ereignisse nicht beeinflussen kann, nunmehr gerade versucht, sie zu beeinflussen, ist keine empirische Nicht-Bestätigung, sondern lediglich der Anwendungsfall für ein Begründungsmuster mit einem ungebräuchlichen bzw. unbekanntem Verständnis der eigenen Lebensinteressen (a.a.O., 102; vgl. dazu auch Brandtstädter 1982, 272f.).

Im Anschluß an solche Beispiele mag sich die Frage stellen, ob denn nun alle psychologischen Theorien auf diese Weise als Begründungsmuster reinterpremierbar sind. Und, ggf., wie Theorien genauer zu kennzeichnen sind, die derartige Reinterpretationen nicht erlauben. Ich will, um die spätere Diskussion darüber zu erleichtern, dafür wenigstens ein Beispiel bringen, und zwar die wahrnehmungspsychologische Theorie zum binokularen Tiefensehen. Wenn – was man am Stereoskop kontrollieren kann – Sinneseindrücke auf querdisparate Netzhautstellen fallen, so hat man einen Tiefeneindruck. Wenn Sinneseindrücke auf querdisparate Netzhautstellen fallen, dann hat man vernünftigerweise einen Tiefeneindruck. Es ist evident, daß dadurch keineswegs die Theorie expliziert wurde, sondern man vielmehr total aus dem Diskurs gefallen ist. Gegenprobe: Wenn Sinneseindrücke auf querdisparate Netzhautstellen fallen, hat man keinen Tiefeneindruck. Dies steht keinesfalls apriori mit dem Bedeutungsgehalt der Theorie im Widerspruch, sondern ist empirisch genauso möglich wie die ursprüngliche Fassung. Entsprechend hat dann auch Kurt Wilde mit seinen Untersuchungen zum »Punktreiheneffekt« experimentell nachgewiesen, daß man mit entsprechend variierten stereoskopischen Vorlagen sowohl Querdispersion ohne Tiefeneindruck als auch Tiefeneindruck ohne Querdispersion erzeugen kann.

Eine Frage, die ich bisher bewußt beiseite gelassen habe, ist, in welchem Verhältnis unsere »Begründungsmuster« zu Brandtstädters »begriffs-, formal- und sachstrukturellen Implikationen« stehen. Darüber sollten wir nämlich, wenn es nach mir ginge, gleich anschließend intensiv diskutieren.

*Diskussion (I)*

*Gadenne:* Ich würde zunächst gern etwas zu Herrn Brandtstädter sagen. Es ist tatsächlich so, daß eine Reihe von Aussagen eindeutig analytisch ist. Wir kennen das alle, weiße Schimmel usw. Hier ist an der Analytizität kein Zweifel, weil wir die entsprechenden Sprachregeln sehr genau kennen. Ebenso gibt es manche Aussagen, die eindeutig empirisch sind. Sie haben bereits welche genannt, hier noch ein Beispiel. Wenn ich jetzt sage: »Ab morgen wird es in Trier jeden Tag regnen«, dann kann ich das einigermaßen gut überprüfen, und solche Beispiele könnte man auch in der Psychologie finden. Etwa: Jede Person sagt bei der Müller-Lyer-Täuschung, wenn man sie ihr vorlegt, daß die obere Strecke länger ist. Das Problem tritt auf, wenn wir diejenigen Aussagen betrachten, die man als Gesetzesaussagen bzw. Theorien versteht. Und da sollten wir beachten, daß die Frage, ob sie analytisch oder empirisch sind, sich auch in den Naturwissenschaften gestellt hat. Man hat beispielweise lange darüber diskutiert, ob das Newtonsche Gesetz »Kraft gleich Masse mal Beschleunigung« eine Definition ist oder nicht. Und viele bedeutende Wissenschaftler waren der Meinung, es sei tatsächlich eine Definition. Daraus wird klar: Offensichtlich kann man es diesen Aussagen nicht von der Formulierung her ansehen, was sie sind, sondern es kommt darauf an, wie wir sie *verstehen wollen*, und wie wir damit *umgehen*. Diese beiden Aspekte möchte ich betonen. »Verstehen wollen« heißt, es kommt darauf an, ob wir dieses Gesetz einbinden in Zusatzannahmen, die die einzelnen Begriffe unabhängig voneinander zur Empirie in Beziehung setzen. Sobald wir das machen, ist klar, daß die Aussage empirischen Gehalt bekommt. Und es kommt auch darauf an, wie man dann damit verfährt. Ich kann per Beschluß ein Gesetz gegenüber jeder Widerlegung abschirmen, indem ich einfach »störende Bedingungen« geltend mache oder beschließe, im Falle eines Konfliktes mit Daten oder anderen Aussagen in jedem Fall an dem Gesetz festzuhalten. Dann behandle ich es so, als wäre es analytisch.

Nun eine Bemerkung zu Herrn Holzkamp. Ich bin nicht ganz überzeugt, ob Ihre beiden Kriterien immer funktionieren. Ob also, wenn man in eine Aussage »rationalerweise« einfügt, und das Ganze dann sinnvoll erscheint, damit unbedingt gezeigt wird, daß die Aussage analytisch ist. Bei einigen Beispielen scheint das so, z.B. beim Verstärkungsgesetz, aber ich habe den Eindruck, das erscheint deshalb so, weil das Verstärkungsgesetz sowieso schon im Verdacht der Analytizität steht, jedenfalls dann, wenn Verstärkung nicht unabhängig vom nachfolgenden Verhalten definiert wird. Ich nehme jetzt eine andere Aussage, wo es nicht eindeutig ist, daß die Aussage auch ohne »rationalerweise« schon analytisch ist. Gehen wir davon aus, daß man aus der Spieltheorie ableiten kann, daß sich eine rationale Person im *Prisoner Dilemma Game* kompetitiv verhalten wird. Das könnte man auch so ausdrücken: Eine Person wird sich *rationalerweise* im *Prisoner Dilemma Game* kompetitiv verhalten. Das wäre einfach eine

Folgerung aus der zugrundeliegenden Rationalitätskonzeption. Und trotzdem könnte ich nun die Aussage »Personen verhalten sich im *Prisoner Dilemma Game* kompetitiv«, also ohne den Einschub »rationalerweise«, als *empirische* Aussage ansehen. Man hat diese Aussage ja auch überprüft und als nicht zutreffend befunden. D.h. die Möglichkeit, mit der Einfügung »rationalerweise« eine sinnvolle Aussage zu erzeugen, demonstriert hier nicht, daß die Aussage auch ohne »rationalerweise« bereits nichtempirischen Charakter hat. Allgemein gesprochen: Der Test auf Analytizität durch den versuchsweisen Einschub von »rationalerweise« scheint mir so nicht zu funktionieren.

*Kempf:* Zwei Bemerkungen. Die erste: Solche Mißverständnisse über vermeintlich kontingente Wenn-Dann-Aussagen werden auch empirisch bestätigt. D.h., sie erscheinen auch empirisch als kontingent und zwar hauptsächlich deswegen, weil man so etwas wie Meßfehler oder Operationalisierungsmängel hat. Um eine Aussage als analytisch ausweisen zu können, ist es erforderlich, die entsprechenden terminologischen Klärungen vorzunehmen, so daß sich die Geltung der Aussage tatsächlich aus den Regeln der Sprache und der Logik – d.h. material-analytisch – herleiten läßt. Erst wenn man diese terminologischen Klärungen vorgenommen hat, hat man auch ein Entscheidungskriterium dafür an der Hand, ob wir die empirische Wirklichkeit mit unseren Fachtermini richtig beschreiben, d.h. unter anderem: ob unsere Operationalisierungen denn überhaupt stimmen. Von dem Aspekt her ist es ganz wichtig, diese Klärungen vorzunehmen und nicht nur Meßfehler oder Ungenauigkeiten des wissenschaftlichen Sprechens zu untersuchen.

Auf der anderen Seite scheint mir dieses Kriterium des Einschubs »vernünftigerweise« zwar sehr wesentlich, aber es begründet, glaube ich, nur einen Verdacht und noch nicht definitiv den Nachweis, daß hier wirklich eine Begründungstheorie zugrundeliegen muß. Ein evolutionsbiologisch selektiertes, funktionales Verhalten erscheint ja auch vernünftig, so daß zumindest noch eine Trennung zwischen »funktionalerweise« und »vernünftigerweise« vorzunehmen wäre.

*Markard:* Zu Herrn Gadennes Beispiel vom *Prisoner Dilemma Game*: Sie haben das ja auf eine sehr abstrakte Weise dargestellt, daß sich jemand in diesem Spiel, wie Sie sagen, »rationalerweise« kompetitiv verhält. Wenn man die wirkliche experimentelle Anordnung rekonstruiert, kann man auch so argumentieren, daß die Anordnung in dem *Prisoner Dilemma Game* eine Konstruktion von Prämissen ist, die es den betreffenden Individuen nahelegt, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten – und zwar eben zu diesen Prämissen. Und dann wird es durchaus möglich sein, im einzelnen im Begründungsmodus die wirkliche Verhaltensweise zu rekonstruieren. Dann aber, denke ich, ist es nicht mehr ohne weiteres möglich, die Hypothese des *Prisoner Dilemma Game* als eine rein empirische anzusehen.

*Brandtstädter:* Nur ganz kurz zu den Begründungsmustern und dem Problem der Einfügung des Begriffs »vernünftigerweise«, durch die hier die Analytizität sozusagen sichtbar wird. Vieles hängt davon ab, ob der Begriff »Vernunft« oder »Rationalität« schon gesättigt ist durch die Bestimmungen, die Sie geben. Der praktische Syllogismus, die Grundform des praktischen Schlusses, wie sie z. B. von v. Wright formuliert worden ist, lautet etwa so: Eine Person  $P$  hat ein bestimmtes Ziel  $a$ , zugleich glaubt  $P$ , daß sie  $a$  nur erreichen kann, wenn sie  $b$  tut. Der praktische Schluß wäre dann: Also führt die Person  $b$  aus. Dieses Schema ist aber offenbar nur anwendbar bei Personen, bei denen das Wünschen, Denken und Handeln irgendwie in der kohärenten Form steht, die man mit dem Begriff »Rationalität« umschreibt. Man kann versuchen, diese Rationalitätsvoraussetzung explizit zu machen und dadurch das Schema des praktischen Schlusses der Form des covering-law-Modells oder des nomologisch-deduktiven Modells anzupassen. Hempel hat entsprechende Vorschläge gemacht: Ergänzen wir das Schema doch erstens um die Prämisse:  $P$  ist ein rational Handelnder, und zweitens um die Allaussage ( $G$ ): Für jeden rational Handelnden gilt, wenn er  $a$  will und glaubt, daß  $a$  nur durch  $b$  erreichbar ist, tut er  $b$ . Irgendwie ähnelt das auch der Erweiterung im Sinne eines Begründungsmusters. Der Punkt ist nur: Wie stelle ich denn, ob jemand rational ist, methodisch unabhängig davon fest, daß er sein Handeln, Wünschen und Wollen in der beschriebenen kohärenten Form organisiert? Geht das nicht, stehen wir offenbar in einem Zirkel. Dann ist  $G$  kein Kausalgesetz und kein nomologisches Gesetz, weil ja die angesprochenen terminologischen Interdependenzen bestehen, sondern es ist ein Muster, das wir als Erklärungsprinzip verwenden. Rationalität ist dann nicht mehr eine empirische Disposition, sondern wird zu einem Erklärungsprinzip: Wir sehen zu, welche empirischen Verhaltenssituationen, Verhaltensepisoden sich im Sinne dieses Prinzips ordnen und beschreiben lassen. Das ist auch eine Art von Empirie, aber nicht die, die man meint, wenn man  $G$  als nomologisch oder als Kausalgesetz auffassen würde. Also viel hängt daran, wie ich hier Vernunft und Rationalität in Relation zu den übrigen Bestimmungen innerhalb des Schemas bestimme. Und das ist auch kein Problem, das nur in handlungstheoretischen oder ähnlichen Zusammenhängen auftritt. Das strukturalistische Theorienverständnis hat gezeigt, daß ähnliche Probleme auch z. B. in physikalischen Theorien auftreten. Dort setzen – Herr Gadenne hat als Beispiel »Kraft gleich Masse mal Beschleunigung« angesprochen – die Meßprozeduren manchmal die Theorie schon voraus. Dieses sogenannte Theoretizitätsproblem ist nicht beschränkt auf Handlungstheorien.

*Eckensberger:* Eine Anmerkung zum Teil im Anschluß an die Thematik der Vernunftgemäßheit und Rationalität, zum Teil auch zu einer Aussage von Herrn Brandtstädter: Wenn man eine entwicklungspsychologische Perspektive einnimmt, wie er das in dem Beispiel über den Zusammenhang deskriptiver sozialer



Kognition und normativer, also präskriptiver moralischer Urteile getan hat, dann bin ich mir nicht ganz sicher, ob es vernünftig ist, z.B. in bezug auf die Emotion »Neid« zu sagen, daß logische Implikate des Begriffs »Neid« oder desjenigen der »Moral« auch empirisch vorhanden sein müssen. Und daß, wenn sie es nicht sind, etwas mit meinem Meßinstrument nicht stimmt oder die Operationalisierung falsch ist, daß hingegen, wenn deskriptive, soziale Kognitionen notwendige Bedingung für Moral sind, ein aufgewiesener Zusammenhang trivial sei. Wenn man sich Theorien der Entwicklung anschaut, ist es erst einmal eine empirische Frage, ob etwa bestimmte Bereiche des Denkens tatsächlich anderen vorauslaufen können, d.h. also, daß die notwendigen Bedingungen in der Tat entwicklungspsychologisch weiter sein können als die für die Moral dann definierten hinreichenden Bedingungen. Umgekehrt kann es sogar so sein, und das zeigen die Entwicklungstheorien von Piaget zumindest im Ansatz, daß bestimmte Leistungen auch intuitiv möglich sind. In diesem Zusammenhang habe ich ein Problem mit dem Rationalitätsbegriff. Wie weit kann ein Jugendlicher oder ein Kind oder ein Baby bereits bestimmte Leistungen vollziehen, die zwar so aussehen, als würden sie Neidreaktionen repräsentieren – aber sind es dann wirklich Neidreaktionen? »Kann eine Graugans neidisch sein?«, hat Herr Bischof einmal gefragt. Das kann sie offensichtlich bei einer solchen strukturellen Analyse des Begriffs nicht, weil die strukturellen Bedingungen fehlen. Aber ist das ein vernünftiges Argument? Ich finde das gerade bei einer phylogenetischen oder einer entwicklungspsychologisch ontogenetischen Perspektive kritisch, weil es sehr gut sein kann, daß eine Leistung bereits intuitiv vollzogen wird, daß dennoch empirisch explizit keineswegs diese logischen Voraussetzungen aufweisbar sein müssen.

*Brandtstädter:* Herr Bischof hat mir die Frage nicht vorgelegt, sonst hätte ich vielleicht geantwortet: Das kommt darauf an. Wenn ich hinreichend sicher bin, daß es sich um neid-ähnliche Verhaltensindikatoren handelt, dann muß ich auch gleichzeitig zugestehen, daß diese Vorform oder Variante von Neid auch irgendwelche homologen Vorformen oder Varianten von sozialen Kognitionen einschließt; wenn das nicht konzediert wird, dann wüßte man nicht, wie man hier mit dem Begriff »Neid« operieren soll.

*Holzkamp:* Ein Wort zum Problem der Rationalität. Es geht nicht darum, daß man hier ein bestimmtes externes Konzept von Rationalität braucht, sondern ob man überhaupt im Vernünftigkeit- oder Rationalitätsdiskurs diskutiert. Man kann ja darüber streiten, was rational ist und ob irgendetwas, was einer tut, vernünftig ist. Aber dann muß man den Diskurs über Rationalität erst einmal akzeptieren: »Wenn es kalt ist, zieht man sich vernünftigerweise warm an«. Über diese Aussage kann man streiten, es kann jemand auch sagen: »Wieso, ich will mich lieber abhärten«. Aber im Prinzip werden auf dieser Diskursebene verschiedene Vorstellungen von Vernünftigkeit ausgetauscht.

*Brandtstädter:* Das sind aber substantielle Vernünftigkeitstheorien, die mit dem formalen Begriff »Vernünftigkeit« eigentlich nichts zu tun haben.

*Holzkamp:* Es geht um die Diskursform, in der man die Begründetheit der eigenen Handlung überhaupt zur Diskussion stellt. Wenn man sagt: »Wenn es kalt ist, bekommt man Grippe«, ist es offensichtlich Unsinn, da »vernünftigerweise« einzufügen. Ich möchte zunächst doch insistieren, daß es etwas mit Handlungstheorie zu tun hat, daß bestimmte Aussagen, die als kontingente Wenn-dann-Aussagen daher kommen, in Wirklichkeit sich an das Verständnis von Vernünftigkeit der Versuchspersonen wenden und nur auf diese Weise diese überhaupt dazu bewegen können, das zu tun, was in den Theorien behauptet wird. Es geht nicht um einen extern vorausgesetzten Vernünftigkeitmaßstab. Man kann beispielsweise auch den Begriff des Unbewußten absolut in diesem Begründungsdiskurs diskutieren.

[Hier folgte eine kurze Anmerkung aus dem Publikum, in der die in Brandtstädters drittem Satz exemplifizierte Analytizität einer Aussage hinterfragt wurde. Da dieser Einwand leider akustisch kaum zu verstehen war und nicht sinnvoll rekonstruiert werden konnte, entfällt er hier zusammen mit Brandtstädters Replik.]

*Publikum/NN.:* Meine Frage schließt an eine Bemerkung von Herrn Gadenne an. Wenn man streng zwischen analytischen und empirischen Aussagen trennen will, dann müßte man doch annehmen, daß alle Wörter feste Bedeutungen haben. Daß man sozusagen Features hat, eine begrenzte Menge, so daß man dann anhand der Begriffsbedeutungen feststellen kann, ob ein Satz analytisch oder empirisch ist. Ich bin der Meinung, daß es neben fest definierbaren Begriffen auch solche gibt, die dazwischen liegen, sozusagen eine schwammige Begriffsbedeutung haben, so daß man m.E. auch nicht ganz klar zwischen empirischen und analytischen Aussagen trennen kann.

*Holzkamp:* Dem würde ich absolut zustimmen. Nur ist die Schwierigkeit die: Wenn Sie jetzt irgendeine Aussage statistisch prüfen, und Sie haben in der üblichen Weise ein bestimmtes Signifikanzniveau erreicht, dann ist, selbst wenn in dieser Zusammenhangsaussage ein bißchen was Analytisches ist, diese Aussage nicht mehr zu substantiieren. Man muß ja gar nicht scharf trennen können, nur, wenn aufgrund der sprachlichen Form schon ein bißchen mehr für die positive Hypothese als für die negative spricht, dann stehen die ganzen Prozeduren statistischer Prüfung auf absolut wackligen Füßen. Die strenge Unterscheidung ist eigentlich eine Notwendigkeit, um die Logik des statistischen Schließens überhaupt noch einigermaßen fundieren zu können. Wenn ich nicht genau weiß, welcher Anteil an dem, was ich herausgekriegt habe, aufgrund von Begriffsimplicationen zustande gekommen ist und welcher Teil auf empirische Zusammenhänge verweist, dann hänge ich in der Luft.

*Brandtstädter:* Ich würde darauf von einer anderen Seite antworten. Begriffe sind nicht entweder hart oder scharf oder weich, in der Alltagssprache haben sie ohnehin meist unscharfe Ränder, es gibt schwankende Bedeutungen, es gibt mißlingende Diskurse, weil jeder unter dem Begriff sich etwas anderes vorstellt. Aber man darf ja nicht übersehen, daß die Alltagssprache zumindest teilnormiert ist, sonst könnten wir uns überhaupt nicht unterhalten. Zum zweiten: Bei aller Vagheit der begrifflichen Randzonen gibt es vielfach – und das wird ja gern übersehen, gerade vor dem Hintergrund des Prototypenkonzepts à la Rosch – invariante Kerne. Ein Gruß ist ein Beispiel für ein Verhaltensskript, und die Varianten des Grüßens können vom Heben der Augenbrauen bis zum Betätigen der Autohupe reichen, da gibt es fast gar keine materiellen Gemeinsamkeiten mehr. Aber es gibt auch invariante Elemente, nämlich z.B. die Bezogenheit auf einen Adressaten. Wenn Sie das aus dem Begriff herausnehmen, dann degeneriert er in einer Weise, daß man ihn gar nicht mehr verwenden kann bzw. wir uns nicht mehr verständigen können.

\* \* \*

Lutz H. Eckensberger

## Die Rolle von Analytizität und Empirie im Kontext einer entwicklungspsychologischen Kulturpsychologie

– Ein Diskussionsbeitrag<sup>1</sup> –

Ich bin eigentlich überrascht, auf diesem Podium zu sitzen, weil ich mich zu dem hier verhandelten Thema im engeren Sinn bisher gar nicht geäußert habe. Allerdings habe ich das zu einer, wie wir sehen werden, verwandten Problematik getan – zum kulturellen Regelbegriff und seinem Verhältnis zum Kausalgesetz. Dazu will ich versuchen, hier etwas zu sagen.

Bevor ich mich zu dieser Thematik äußere, möchte ich vorausstellen, daß ich meine Ausführungen weder sendungsbewußt noch irgendwie »militant« verstanden wissen will. Vielmehr geht es mir bei solchen Anlässen in erster Linie um die Selbstklärung meiner Position.

Ich werde mich im folgenden sehr eingeschränkt mit unserem Thema befassen und mich ausschließlich mit Smedslund auseinandersetzen, der sich zu unserer Thematik bekanntermaßen dezidiert geäußert hat. Ich werde anhand seiner Aussagen meine eigene Position in drei Punkten zu skizzieren versuchen: